

Kriegsende in Aachen – Zeitzeugen

– Leonhard W. Jussen –

„Wir sind hier geblieben als der Räumungsbefehl kam, nach reiflicher Überlegung meines Vaters und Beratung mit einigen Nachbarn. So konnten meine Eltern, meine ältere Schwester und ich zusammen bleiben, in der sicheren Annahme, es ist bald vorbei, und wir sind befreit. Es kam aber anders...

Zunächst strömten die deutschen Soldaten zurück. Rückzug der Wehrmacht von der Westfront – ein armseliges Bild mit den geschlagenen, teilweise verletzten und völlig demoralisierten deutschen Soldaten! Für uns, vor allem für uns Jungen aber war das eigentlich – und das hört sich heute merkwürdig an – in erster Linie ein großes Abenteuer. Warum? Die Soldaten kamen in einzelnen Trupps, oft ungeordnet über Belgien zurück und mussten sich bei der Kommandantur Aachen melden. Aber sie konnten sich natürlich nicht aus. Dafür wir umso besser! Mein Freund und ich. So warteten wir an der Lütticher Str. und zeigten ihnen den Weg. Da waren wir König, denn wir durften auf den Militärfahrzeugen mitfahren, am liebsten natürlich auf den Kettenfahrzeugen! Ein tolles Erlebnis! Und nicht nur das. Als Dank gab es dann noch jede Menge Proviant aus den üppigen Wehrmachtsbeständen. Mit dieser reichen Beute ging's sofort nach Hause. Hunger kannten wir in dieser Zeit eigentlich nicht. Aber das hatte noch weitere Gründe. Da gab es z.B. das Restaurant ‚Astoria‘ auf der damaligen Kaiser-Allee, in unserer unmittelbaren Nachbarschaft der Viktoriastraße. Zuerst waren die Deutschen dort und brauchten Hilfe in der Küche. Das machten die Frauen aus der Nachbarschaft. Später dann die Amis und die brauchten ebenfalls Hilfe. Auch das machten die Frauen. Und für die Familien bedeutete jedes mal reichhaltige Versorgung. Brot gab's vom Bäcker Schmitz, der versorgte das ganze Quartier ‚für null‘, denn er nahm kein Geld dafür! Und dazu kamen noch wir mit unseren ‚Lotzendiensten‘. Keinen Hunger zu haben, das bedeutete damals was und war eigentlich das Wichtigste!

Aber gefährlich war es, vor allem tagsüber. Die SA/SS patroullierten und kannten keine Gnade. Und die Jabos (englische Tiefflieger) schossen auf alles was sich bewegte. Die Deutschen Soldaten wiederum schossen vom Kaninsberg aus über unsere Köpfe hinweg Richtung Beverau und wenn die nicht weit genug zielten, wurde es auch für uns kritisch. Aber man kannte die Geräusche ‚Zischen‘ oder ‚Pfeifen‘ genau und konnte sie unterscheiden: Man wusste, wann unmittelbar Gefahr war (‚Zischen‘) und wann eher nicht (‚Pfeifen‘). Damit war man aufgewachsen.

Im Haus wurde es nun immer kritischer. Wir fühlten uns in unserem eigenen Luftschutzkeller nicht mehr sicher. Aber mein Vater war noch immer dagegen, in öffentlichen Schutzräumen Schutz zu suchen. Unser Angst aber war größer: So sind wir, meine Schwester und ich, irgendwann auf

eigene Faust für einige Tage in den Frankenger Bunker gegangen. In diesen Tagen, das muss so um den 10. September 44 gewesen sein, haben wir dort auch Heinrich Himmler (Reichsführer SS) erlebt, wie er von den Stufen des Bunkers vollmundig verkündete, die Bevölkerung brauche nicht wegzulaufen, die Stadt werde nicht geräumt. Denn jetzt kämen die Wunderwaffen (V 1) zum Einsatz und dann würde sich das Kriegsglück auch wieder komplett wenden zum Wohl des Deutschen Volkes. Nur einen Tag darauf kam dann doch der Räumungsbefehl! Und wieder Glück. Wobei mein Vater wohl einen 7. Sinn gehabt haben muss. Fröhlich um 7:00 Uhr kam er zum Bunker und holte uns nach Hause. Wir sollten zusammen bleiben, war er doch ohnehin damit nicht mit unserem Alleingang einverstanden. Und tatsächlich keine Stunde später, kam SS mit LKWs und deportierten alle auf der Stelle aus dem Bunker.

Und dann die tausenden Flugblätter. Die Stadt, die Bevölkerung und die Soldaten wurden zum Aufgeben aufgefordert – ultimativ. Ab diesem Moment wurde es still und es fiel kein Schuss mehr, ungefähr 48 Std. lang. Ich erinnere mich genau. Was tun? Eine Gruppe von unseren Frauen hat dann wohl allen Mut zusammen gefasst und ist zum Quellenhof, damals Sitz des Stadtkommandanten Oberst Wilck gezogen und haben ihn versucht zu bewegen, die Stadt zu übergeben – vergeblich. Damit ging das Schießen weiter. Und zuhause geschah was Paradoxes. Im Keller feierten wir Abschied, mit der ganzen Nachbarschaft! Das war lustig und gleichzeitig schaurig schön. Ich erinnere mich an einen leichten, feucht-fröhlichen Abend. So war das. Am nächsten Tag ging es mit allen Habseligkeiten in den ‚Stollen‘, ein öffentlicher Luftschutzkeller zwischen der Viktoria- und der Kurfürstenstraße mit Platz für ca. 100 Menschen.

Die Amis kamen immer näher. Man wusste nicht was wird. Plötzlich waren sie da, zwei Amerikaner mit MP und alle mussten raus, nachdem die Amerikaner sich davon überzeugt hatten, dass tatsächlich – so stand es nämlich auf einem Zettel am Eingang – keine Soldaten dabei waren. Zu Fuß, teilweise im Laufschrift und unter ‚Begleitung‘ der amerikanischen Soldaten ging es, um dem Beschuss der Deutschen und der Amerikaner zu entgehen, über Umwege bis zum Nellessenpark (Waldfriedhof), von wo sie uns dann mit LKWs zur Brander Kaserne, der Lützow-Kaserne, eigentlich Forst, transportierten. Am anderen Tag ging es weiter nach Homberg/Belgien in eine ehemalige belgische Militär-Kaserne. Bei den Belgiern waren wir, verständlich, nicht gerade willkommen. Alle wurden registriert und später eingehend verhört, natürlich insbesondere zur eventuellen Nazi-Vergangenheit. Da wurde bald die Versorgungslage kritisch. Es gab kaum etwas zu Essen und zu Trinken. Man brauchte Glück. Das hatten wir in Form von Verwandtschaft aus Belgien, einer Cousine väterlicherseits. Die hielt uns von Kelmis aus über Wasser und ihr gelang es, uns bald tatsächlich aus dem Lager zu befreien! Die Nachrichtenlage war verworren. Nur über Umwege erfuhren wir von der Befreiung der Stadt und da gab es für meinen Vater kein Halten mehr. Sofort machten wir uns auf mit all unseren Habseligkeiten zurück in unsere Heimat. Wie würde es da

wohl aussehen? Was war mit unserem Haus? Schließlich lag 50% der Stadt in Trümmern, zerstört. Aber unser Haus, wir glaubten es kaum, war nahezu unversehrt, von außen wie von innen.

Und dann die Amis im ‚Astoria‘, lässig, freundlich – wir hatten keine Angst und keine Not – eher im Gegenteil. Dazu eine Anekdote: Man war keineswegs sicher, ob die Deutschen nicht doch nochmal zurück kamen, schließlich gab es ab Mitte Dezember 1944 die Rundstedt-Offensive südlich von Aachen, und ab da wirkten die Amis plötzlich sehr nervös und besorgt. Ich seh’ noch heute die komplette Kaiser-Allee (heute Oppenhoffallee) voller Militär-LKWs, bereit, die ganze zurückgebliebene deutsche Zivilbevölkerung zu evakuieren, zu deren eigenem Schutz! Denn die Amis wussten ja, dass alle gegen den ausdrücklichen Befehl in der Stadt geblieben waren. Insofern erlebten wir die Amerikanischen Soldaten in jedem Fall mehr als Schutzmacht, die halfen wo sie konnten und mit der deutschen Zivilbevölkerung im Einvernehmen lebten. Bedrohung, Rache oder Siegermentalität habe ich von dieser Seite nicht erlebt. Später wurde mein Vater sogar Fahrer eines amerikanischen Majors. Nicht zum Nachteil für uns, wie man sich denken kann. Die Amis hatten ja alles und da fiel immer auch etwas für uns ab, Zigaretten, Konserven, Alkohol etc., wertvollstes Tauschgut.

Mir fällt noch eine besondere Begebenheit ein. Der Krieg in Aachen war vorbei und wir hatten noch Verwandte in Walheim von denen wir nichts wussten, ob sie noch lebten oder wie es ihnen ging. Allerdings durfte man sich ja noch nicht so frei bewegen, oder gar den Ort verlassen. Ausnahme als Kind vielleicht. Und da meinte mein Vater: ‚Du gehst dahin und guckst wie es ihnen geht.‘ So habe ich mich auf den Weg gemacht und tatsächlich die Verwandten auch da angetroffen, wo wir sie in Erinnerung hatten und nach der Rückkehr darüber berichtet. ‚Allen geht es gut, aber sie haben kein Brot‘. Ab da bin ich zweimal pro Woche mit dem Schlitten, es war ja Winter, vollgepackt mit Brot vom Bäcker Schmitz nach Wahlheim und dann ebenso gut bepackt mit Butter und Milch am Abend nach Hause, 15 km hin und 15 km zurück. Wochen- und Monatelang ging dieser Kinder-Kurierdienst, mal mit dem Schlitten, mal mit dem Fahrrad, aber immer über die zerschundenen Straßen, was teilweise ganz schön beschwerlich war, aber stolz erfüllt und zur Freude aller!

Wie ernst, wie gefährlich und wie fürchterlich diese ganzen Ereignisse in dieser Zeit tatsächlich waren und dass wir befreit worden waren aus einem tyrannischen System, das alles ist mir erst im Laufe der Zeit klar geworden. Das konnte ich zu der Zeit noch gar nicht ermessen – vielleicht ein Segen?!”

Geb.: April 1934

Termin: 03.02.2014, 16:00 – 17:00 Uhr